

PLÄDOYER FÜR EINE ORIENTALISTIK IM DIENST DER ÖKUMENE

Im Dekret über den Ökumenismus des Zweiten Vatikanischen Konzils heißt es: „Das von den Aposteln überkommene Erbe ist in verschiedenen Formen und auf verschiedene Weise übernommen, und daher schon von Anfang an in der Kirche hier und dort verschieden ausgelegt worden, wobei auch die Verschiedenheit der Mentalität und der Lebensverhältnisse eine Rolle spielten. Dies alles hat, neben äußeren Gründen, auch infolge des Mangels an Verständnis und Liebe füreinander zu der Trennung Anlaß geboten. Deshalb ermahnt das Heilige Konzil alle, besonders diejenigen, die sich um die so erwünschte Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft zwischen den orientalischen Kirchen und der katholischen Kirche bemühen wollen, daß sie diese besonderen Umstände der Entstehung und des Wachstums der Kirchen des Orients sowie die Art der vor der Trennung zwischen ihnen und dem Römischen Stuhl bestehenden Beziehungen gebührend berücksichtigen und sich über dies alles ein rechtes Urteil bilden“ (Art. 14). Und: „Alle sollen um die große Bedeutung wissen, die der Kenntnis, Verehrung, Erhaltung und Pflege des überreichen liturgischen und geistlichen Erbes der Orientalen zukommt, damit die Fülle der christlichen Tradition in Treue gewahrt ... werde“ (Art. 15).

Drei Tatsachen, über die wir hier nachdenken wollen, sind damit aufgezeigt:

1. Von Anfang an gab es in der Kirche parallele Entfaltungen des apostolischen Erbes. Diese können nicht einfach aufeinander zurückgeführt werden, weil sie – obwohl aus ein und demselben Wurzelboden abstammend – unter unterschiedlichen historischen Bedingungen unabhängig voneinander heranwuchsen. Ihre Unabhängigkeit voneinander darf nicht mit Gegensätzlichkeit verwechselt werden. Verschiedenheit kann, muß aber nicht unbedingt Widerspruch bedeuten. Nur nach gründlicher Prüfung, bei der die verschiede-

nen Entfaltungen je auf dem Hintergrund der sie mitbedingenden Mentalitäten und Lebensverhältnisse zu studieren sind, können die Verschiedenheiten, die keinen Widerspruch bedeuten, von eventuell wirklich bestehenden Gegensätzen unterschieden werden.

2. Aus Mangel an Verständnis und Liebe verlor sich in der Christenheit im Lauf der Zeit die Bereitschaft zum Gelten-Lassen legitimer unterschiedlicher Entfaltungen mehr und mehr. Dies trug zur Trennung bei, und für die Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft muß nach der Erneuerung des ehemals aufgetragenen Verständnisses und der Liebe gestrebt werden.

3. Nicht nur damit die Trennungen überwunden werden, auch damit das apostolische Erbe treu gehütet werden kann, bedarf es des Wiederbefassens mit dem Erbe der Orientalen durch die abendländische Christenheit. Entfaltung erfordert Option für einen bestimmten Weg. Wer auf seinem Weg wirklich voranschreiten will, kann sich nicht unbeschränkt alle Möglichkeiten offen halten, die auf anderen Wegen erreichbar wären. Aus unserer Geschichtlichkeit erfließt die Notwendigkeit oftmaligen Wählens, und bei jeder Wahl, bei der Bestimmtes bevorzugt wird, werden andere, ebenfalls gute Möglichkeiten, verlegt. So hat die Entfaltung, die in den einzelnen christlichen Kirchen unter dem Wehen des Gottesgeistes erfreulicherweise ein je den verschiedenen Mentalitäten und Lebensverhältnissen angemessenes kirchliches Leben ausreifen ließ, zwangsläufig zur Folge, daß in keiner Einzelkirche alles, was im apostolischen Erbe grundgelegt wäre, ausdrücklich präsent bleiben konnte. Nur im Neben- und Miteinander der verschiedenen aus dem gemeinsamen Wurzelboden erwachsenen Entfaltungen wird die Fülle des apostolischen Erbes gewahrt.

Der Kirchengeschichtsforschung obliegt die Aufgabe, den Blick auch für jene Mög-

lichkeiten des apostolischen Erbes zu öffnen, die in den Überlieferungen anderer Kirchen zur Entfaltung kamen. Zumeist wird die Kirchengeschichte aber betrieben als Konfessionsgeschichte: als Erweis, daß die konkrete Gestalt von Kirchlichkeit, der die Studierenden verpflichtet sind, aus dem apostolischen Erbe herauswuchs. Zweifellos muß die Kirchengeschichtsforschung fortfahren, auch dies zu tun, denn sie hat den Anspruch unserer Kirchen, legitime Entfaltungen des apostolischen Erbes zu sein, einer wissenschaftlichen Analyse zu unterziehen. Sie soll darüber hinaus aber auch erkennen und anerkennen helfen, daß die Fülle des apostolischen Erbes von keiner Einzelkirche erschöpfend dargeboten wird. Um dies zu tun, muß unsere Kirchengeschichtsschreibung auch dem nachgehen, was bei den historischen Wahlentscheidungen von der abendländischen Christenheit nicht aufgegriffen, dafür aber unter eventueller Hintanstellung einzelner dem Abendland besonders ans Herz gewachsener Aspekte von den Orientalen aufgenommen und besonders entfaltet wurde.

Ein Jahrhundert byzantinistischer Studien und Jahrzehnte von Studien zur Slawistik haben der abendländischen Christenheit Einblick erlaubt in die Art der orthodoxen Kirche, das apostolische Erbe durch die Geschichte zu tragen. Daß dies unsere Kirchen bereicherte, steht außer Zweifel und hat unter anderem die obige Aussage in Artikel 15 des Ökumenismusdekrets veranlaßt. Orthodoxe und abendländische Christenheit können einander auf Aspekte des apostolischen Erbes aufmerksam machen, die schwerlich im Bewußtsein beider Seiten wären, wenn jede von ihnen nur jeweils auf das achtete, was von ihr selbst explizit gepflegt wird. Dies ist der Fall, obgleich beide Seiten über Jahrhunderte in der Gemeinsamkeit der Reichskirche miteinander verbunden waren und daher in mehrfacher Hinsicht eine gemeinsame Entwicklung erfuhren. Bedenkt man, daß sich die altorientalischen Kirchen schon um Jahrhunderte früher für ihren eigenen Weg entschieden, läßt sich erwarten, daß es erst recht fruchtbar sein muß, wenn man die Traditionen dieser Kirchen eifriger Studien unterzieht. Da von

allen altorientalischen Traditionen jene der äthiopischen Kirche von den Entwicklungen in Mitteleuropa am weitesten abliegt, möchten wir an diesem Beispiel besonders aufzeigen, was uns am Herzen liegt.

Äthopiens Weise des Christseins

Als das Christentum nach Äthiopien kam und dort im 4. Jahrhundert Staatsreligion wurde, stieß es auf eine jahrhundertealte Kultur. Diese war ohne Schrifttum im eigentlichen Sinn. Erst das Christentum brachte den Äthiopiern Bücher und Schriftstellerei. Vorher gab es bei ihnen nur vereinzelt Inschriften, die Rückschlüsse auf manche geschichtliche Tatsachen, aber keinen eigentlichen Einblick in ihre Kultur erlauben. Daher sind wir auf die Archäologie angewiesen, um Aufschluß über die äthiopische Frühzeit zu erlangen, und diese ist noch nicht sehr weit beim Erforschen des Landes. Was aber bekannt ist, beweist eine fast unvorstellbare Blüte der Technik im alten Äthiopien und genügt voll auf, uns zu überzeugen, daß es dort ein hohes Niveau der Ausbildung gegeben haben muß. Vor allem ist auf die Stelen der alten Kaiserstadt Aksum zu verweisen. Es handelt sich um Monolithe von gewaltigem Ausmaß, die man in vorchristlicher Zeit aus dem Felsen brach, trotz der großen Gefahr des Zerbrechens im gebirgigen Land transportieren konnte und als Obelisk aufstellte. Einer von ihnen ragt bis auf den heutigen Tag 23 Meter in den Himmel; er ist in Wirklichkeit größer, denn um aufrecht stehen zu können, muß er ein Stück in den Boden eingelassen sein. Der größte Obelisk Aksums, der 33,3 m maß, liegt zerbrochen am Boden. Ob er je stand und, wenn ja, wie lange, und wann und warum er stürzte und zerbarst, wissen wir nicht, weil es keine schriftlichen Chroniken gibt, die uns informieren. In unmittelbarer Nähe der Obelisk findet sich als Abdeckplatte eines unterirdischen Raumes der schwerste Steinblock, den – soweit uns bekannt – Menschen je bewegten. Er wiegt zirka 200 Tonnen und ist, wie das Material, aus dem er besteht, beweist, anderswo gebrochen und an seinen heutigen Platz überführt worden.

Wenngleich schriftliche Aufzeichnungen fehlen, die uns Genaueres erläutern, können wir doch aus diesen Tatsachen ableiten, daß in den Ausbildungsstätten Altäthopiens ein Höchstmaß an Wissen überliefert wurde, denn man war in der Lage, Fachleute für technische Höchstleistungen heranzubilden. Fest steht auch, daß das dortige Ausbildungsverfahren nach anderen Grundsätzen gestaltet gewesen sein muß als unser Schul- und Bildungssystem, denn ohne zu lesen und zu schreiben, das heißt ohne Handbücher und schriftliche Gedächtnisstützen hat man in Äthiopien eine hohe Technik entwickelt, und des Lesens und Schreibens Unkundige machte man zu hochqualifizierten Technikern. Die Steinhauerkunst der Äthiopier wurde weit über ein Jahrtausend lang ungebrochen tradiert. Dies beweisen unter anderem die zahlreichen Monolithkirchen des Landes, bezüglich derer sich in jüngster Zeit ergab, daß sie um ein Vielfaches zahlreicher sind, als man annahm; die weltberühmten Gotteshäuser von Lalibela, die bis vor wenigen Jahren allein bekannt waren, haben unter ihnen den höchsten Rang. Die Monolithkirchen stammen aus verschiedenen Jahrhunderten. Die ältesten mögen ursprünglich sogar vorchristliche Kultstätten gewesen sein, ihre Mehrzahl aber ist zweifellos christlichen Ursprungs, und die Entstehungszeit nicht weniger von ihnen reicht bis weit ins Mittelalter herauf.

Das Staatsvolk des alten äthiopischen Reiches war ein semitisches Volk, verwandt mit den Hebräern und Aramäern, hatte aber in Afrika Wurzeln geschlagen. Das Christentum kam dorthin durch semitische Glaubensboten, die vom Hellenismus der Mittelmeerländer verhältnismäßig wenig beeinflusst waren. Es waren Kaufleute und Mönche aus Syrien, die schon im 4. Jahrhundert und nochmals in justinianischer Zeit nachhaltige Wirksamkeit entfalteten. Das ihrer eigenen syrischen (aramäischen) Sprache verwandte Geez der Äthiopier erlernten sie leicht. Sie lehrten die Äthiopier lesen und schreiben und begannen, die heiligen Bücher ins Äthiopische zu übersetzen. Das Christentum, das sie brachten, war von urtümlicher Art. Zwar war damals in den Kerngebieten des Römischen Reichs die

Anpassung der christlichen Überlieferung an die mittelmeerländische Kultur voll in Gang, doch in der Heimat der Missionare legte man Wert darauf, die eigene Art fortzupflegen und ging deswegen mit den Entfaltungen, welche die Reichskirche nahm, nicht ohne weiteres konform. Das wurde deutlich kund, als ein Großteil der Christen in der Heimat der Missionare das Konzil von Chalkedon verwarf.

In Äthiopien leiteten die Missionare eine Entwicklung ein, die zur Ausbildung einer spirituellen Kultur von eigenem Gepräge führte. Um dies zu verstehen, ist zunächst zu bedenken, daß dort die Mission anders als in Europa bei der Missionierung der Hispanier, Gallier, Germanen und Slawen nicht erst Grundvoraussetzungen für eine höhere Kultur zu schaffen hatte. Eine solche lag vor. Sie war der altsemitischen Kultur jener Welt verwandt, aus der Bibel und Christentum herkommen. Auch die Heimat der Missionare war ursprünglich derselben Kulturwelt zugehörig. Zwar war sie nun ins mittelmeerländische Rhomäerreich einbezogen, aber man blieb dort weiter auf Wahrung der eigenen Identität bedacht. Zumindest der Großteil der Missionare lebte sogar in offenem Schisma zur griechisch-lateinischen Reichskirche. Die Missionare konnten sich heimisch fühlen in der Kultur des Landes, in welches sie kamen. Sie drängten gewiß nicht auf Hellenisierung. Eher waren sie offen für eine Art Rückbesinnung auf jene Züge des altsemitischen Erbguts, die bei ihnen zu Hause bereits durch Hellenisierung verdeckt waren. Jedenfalls ist es ein Faktum, daß in Äthiopien ein kirchliches Leben ausgebildet wurde, das viele semitische Züge aufweist, die den Europäern „alttestamentlich“ vorkommen; diese Qualifikation für Züge des äthiopischen kirchlichen Lebens begegnet in Berichten europäischer Reisender recht häufig. Eine Tatsache ist auch, daß sich Europäer, welche die Bücher studieren, die im christlichen Äthiopien entstanden, wegen der Andersartigkeit des Denkens der semitischen, nicht durch die Schule von Hellas gegangenen Christen Äthopiens vor erhebliche Verstehensschwierigkeiten gestellt sehen. Dies gilt selbst von Schriften, die recht jungen Datums sind. Denn bis in unsere

Gegenwart hat Äthiopien kulturelle Züge aus der semitischen Frühzeit des Christentums bewahrt und auf seine Art weiterentfaltet, die in der übrigen christlichen Welt infolge einer Anpassung des kirchlichen Lebens an die Lebensformen nichtsemitischer Völker erloschen.

Durch die Weiterentwicklung, die die Äthiopier der von ihnen übernommenen geistlichen Kultur der alten semitischen Christenheit gaben, wuchs diese in eine afrikanische Umwelt hinein. Der entsprechende Wachstumsprozeß, der anderthalb Jahrtausende überspannt, ließ eine Fülle von Erfahrungen ausreifen, auf welche die Christenheit mit Freude zurückgreifen sollte, wenn sie erforscht, wie die geschichtsbedingte Notwendigkeit des Vorangehens auf einem bestimmten Weg einerseits segensreiche Entfaltungsmöglichkeiten eröffnet, andererseits aber andere Möglichkeiten verlegt.

Will man die Entfaltung der geistlichen Kultur der äthiopischen Christenheit studieren, muß man in erster Linie dem geistlichen Weg und den Lebensformen der äthiopischen Mönche Aufmerksamkeit schenken. Denn vor allem die Mönche haben über die Jahrhunderte hinweg die äthiopische Kirche geistlich und geistig geprägt. Es gilt, ihr Fasten, Beten und Arbeiten und ihre Art von Gelehrsamkeit kennenzulernen und auch die Genügsamkeit zu studieren, mit der diese Mönche die Mühsal und das oft bittere Elend afrikanischen Daseins nicht nur einfachhin ertragen, sondern ihrem Erdulden geistig-geistlichen Rang verleihen und es zu einem Akt echter Menschenwürde erheben. Dann hat man auch einen Schlüssel, der das Verständnis dafür eröffnet, wie man in Äthiopien das alte semitische Christentum an Afrika anpaßte.

Besondere Studien verdient die äthiopische Kirchenmusik, die einen eigenen Weg einschlug und mit der Musik keiner anderen christlichen Kirche parallel geht. Vom musikwissenschaftlichen Standpunkt aus braucht sie den Vergleich mit keiner der höchstentwickelten liturgischen Musiktraditionen der Christenheit zu scheuen. Beim Vortrag ihrer verschiedenen, sehr eindrucksvollen Ge-

sangsweisen bedarf es strengster Disziplin. Dem jeweiligen Fest- oder Bußcharakter des Gottesdienstes angemessen, regen sie in sozusagen „gebändigter Emotionalität“ die Gottesdienstteilnehmer mit großer Effizienz zum Miteinschwingen ins Beten an. Bei bestimmten Teilen des Gottesdienstes werden manche Gesänge von Trommel, Sistrum und rhythmischer Bewegung begleitet, bei Festgottesdiensten auch – getreu den wiederholten Aufforderungen in den Psalmen Davids – von Tanz und Händeklatschen. Diese Kirchenmusik vermag allen Seelenregungen der Beter in authentisch afrikanischer Form Ausdruck zu verleihen. Dank der Musik und mit einem reichen Erbe an Hymnen für alle Festtage des Kirchenjahrs, die nach den Melodien dieser Musik zum Vortrag kommen, kann die äthiopische Kirche die Frohbotschaft in die Herzen ihrer afrikanischen Gläubigen hineinsingen. Sie hütet die großartige Musik und den herkömmlichen Hymnenschatz nicht nur getreu, sondern gibt zudem in ihren gehobenen Ausbildungsstätten den besonders gebildeten Kirchensängern das Rüstzeug mit, für jedes Fest neue Preislieder zu dichten, die nach den herkömmlichen Gesangsweisen vorgetragen werden und trotz des Umstands, daß sie Neuschöpfungen sind, nicht als „Neuerung“ gelten, sondern integrierender Bestandteil der von den Vätern ererbten gottesdienstlichen Feiern sind. So besitzt Äthiopiens Kirche eine lebendige, fortentwicklungsfähige Tradition kommunitären Gottesdienstes. Dieser Gottesdienst stellt für alle, die sich einbeziehen lassen, eine Initiation in die Glaubensbotschaft dar und vermittelt zugleich lebhaft verspürbar die Vorfreude auf die verheißene Fülle der Gemeinschaft beim Vater.

Es beeindruckt, in welchem Ausmaß es den Äthiopiern gelang, die kommunitäre Gottesdienstform in einer Weise vollziehen zu lassen, daß innerhalb ihrer fast unbegrenzt Platz ist für ganz individuelles Beten eines jeden einzelnen Teilnehmers. (Der europäische Beobachter wäre aufgrund seiner eigenen Kultur versucht zu sagen: für sein ganz individualistisches Beten.) Dies mag – wir deuten es nur an und können dem hier nicht weiter nachgehen – der Aspekt der semitisch-afrikanischen

äthiopischen Gebetskultur sein, der am leichtesten eine Brücke zu Problemen unserer Zeit ermöglicht. Jedenfalls kann es im äthiopisch-afrikanischen Gottesdienstleben zu keinem Gegensatz kommen zwischen Gemeindegebet und persönlichem Beten.

Kennzeichnend für das äthiopische Gottesdienstleben ist ferner, daß der sakrale Bezirk nicht den Kirchenraum alleine, sondern – wie es die afrikanische Sonne ermöglicht – den offenen Hof mit umfaßt, so daß viele Teile des Gottesdienstes in Gottes freier Natur vollzogen werden, aber trotzdem im heiligen Bezirk, den niemand stört, und die äthiopische Kirche kann als einzige Kirche bis heute die altkirchliche Ordnung wahren, die während des Eucharistiegottesdienstes nur kommunionfähigen Gläubigen die Anwesenheit im Gotteshaus erlaubte: wer nicht kommunizieren will oder kann, bleibt in Äthiopien im Hof.

Studieren sollte man des weiteren die äthiopische kirchliche Malerei, über die man derzeit fast nur weiß, daß sie von überraschend ausgeprägter Eigenart ist, denn erst in jüngerer Zeit hat man mit dem Erheben einer Bestandsaufnahme begonnen. Wegen des oben benannten geringen hellenistischen Einflusses auf das äthiopische Denken dürfte es lohnend sein, den Literargenera der äthiopischen Tradition und ihrem Verständnis von dem, was eine „wahre literarische Aussage“ ist, Aufmerksamkeit zu schenken. Es ist zu vermuten, daß uns aus diesem Studium neben einer besseren Kenntnis des kulturellen Erbes unserer äthiopischen Schwesterkirche zugleich auch wertvolle Einsichten erwachsen für ein besseres Verständnis der wirklichen Aussageabsichten in der gesamten apokryphen und legendären altkirchlichen Literatur.

Von jener Form intellektualistischer katechetischer Schulung, wie sie in Europa durch die in der Reformationszeit entstandenen Katechismen grundgelegt wurde, blieb das äthiopisch-afrikanische Kirchenleben frei. Dort wurde eine andere, das gesamte personale Sein des Menschen einbeziehende Einführung in das Christsein ausgearbeitet. Dieses hat

zwar weniger Wissen über die Glaubenswahrheiten zur Folge als unser europäisches katechetisches System, aber keineswegs weniger Hingabe an sie. Viele Jahrhunderte lang hat sich die afrikanische Katechese bewährt, denn wie eine Insel, die von mächtigen und zeitweise übermächtigen islamischen, jüdischen und heidnischen Herrschaftsgebieten umgeben war, bewahrte Äthiopien allen Anfechtungen zum Trotz den christlichen Glauben und seine semitisch-afrikanische, christlich-geistliche Kultur. Über das herkömmliche Schulwesen der äthiopischen Kirche, das dabei großes Verdienst hat, meinen heute viele, mit einem Achselzucken hinweggehen zu können. Man sollte dem Schulsystem und dem herkömmlichen katechetischen Vorgehen der äthiopischen Kirchengemeinden jedoch Aufmerksamkeit schenken und fragen, was daran nützlich erscheint und den europäischen Intellektualismus eindämmen könnte, den unsere Missionskirchen noch immer in Afrika verbreiten helfen.

Studien zum äthiopischen Christsein

Wir zählten auf, was Europäern am Leben der äthiopischen Kirche besonders auffällt, was uns also am deutlichsten kundtut, daß die äthiopische geistliche Kultur einer eigenen Gesetzmäßigkeit folgt. Wenn wir die Einzelphänomene erforschen, helfen sie uns, über unser eigenes Erbe neu nachzudenken. Wie auf einem Kontrasthintergrund sehen wir dann nämlich bestimmte Stärken und Schwächen unseres eigenen kirchlichen Lebens besser. In einer Reihe von Fällen werden wir dankbar sein, daß dies oder jenes bei uns so ist und nicht anders, weil uns auf dem Hintergrund der fremden Verhaltensweisen um so deutlicher bewußt wird, wie geeignet unsere betreffenden Gepflogenheiten für uns sind. In anderen Fällen mögen wir meinen, es würde uns gut tun, wenn wir gewisse Züge der fremden Kirchenbräuche auch in unserem eigenen christlichen Leben deutlicher hervorkehren würden, weil wir eingestehen müssen, daß wir uns einseitig verhalten und manches Gute fast oder vielleicht auch ganz vergaßen. Eine Beschäftigung mit den Einzelphänomenen, die sich uns bei der Begegnung mit einer fremden

Kirche aufdrängen, kann also uns selber fördern im Sinn der Konzilsaussage über die Notwendigkeit der Kenntnis, Verehrung, Erhaltung und Pflege anderer Traditionen zur Wahrung der katholischen Fülle. Dieses Vorgehen kann jedoch nicht genügen, damit wir die äthiopische Kirche und ihre geistliche Kultur verstehen.

Wenn wir nämlich die einzelnen Züge einfach so, wie wir sie entdecken, für sich allein überdenken, brechen wir sie in Gedanken aus dem Gesamtgefüge der äthiopischen Ausgestaltung des Christseins heraus und beurteilen sie nicht mehr in jenem Kontext, in dem sie für einen äthiopischen Christen stehen. Wir bringen sie statt dessen mit unseren eigenen Gedanken und Vorstellungen in Verbindung, beurteilen sie auf dem Hintergrund unserer eigenen geistlichen Kultur, unterlegen ihnen unter Umständen einen Sinn, den sie hätten, wenn unsereins in unserer Welt jene Handlungen verrichtete, die wir unsere fremden Brüder und Schwestern verrichten sehen. Oft genug kommt es vor, daß diejenigen, deren Verhalten beurteilt wird, weit weg sind von den Absichten und Meinungen, die man bei ihnen vermutet. Wie ganz allgemein zwischen den Menschen, wurden auch zwischen den christlichen Kirchen wegen vorschneller Urteile zahllose Mißverständnisse geboren, und das Ökumenismusdekret sieht darin ausdrücklich eine der Ursachen für die Trennung. Bezüglich der äthiopischen Kirche zeigt uns die Kirchengeschichte einschlägige, gravierende Beispiele. So hat man bereits in hochbyzantinischer Zeit die Bekenntnisformeln, deren sich auch die äthiopische Kirche bedient, an den von den Reichskonzilien verwendeten Redeweisen gemessen, und man hat sie für häretisch befunden. Infolgedessen wurde die äthiopische Kirche zusammen mit einer Reihe anderer Kirchen über Jahrhunderte hinweg der christologischen Irrlehre des Monophysitismus geziehen – zu Unrecht, wie die Kirchengeschichtsforschung in unseren Tagen nachwies. Als im 16. und 17. Jahrhundert Jesuiten in Äthiopien wirkten, haben sie viele liturgische Bräuche und zahlreiche Züge der Volksfrömmigkeit auf dem Hintergrund dessen, was ihnen von zu Hause her vertraut war,

der Widerchristlichkeit geziehen; die Erinnerung an die Kämpfe, die deswegen ausbrachen, vergiftet bis heute das gegenseitige Verhältnis von Katholiken und Orthodoxen in Äthiopien. Trotzdem bedienen sich die meisten Repräsentanten europäischer und amerikanischer Kirchen bis in unsere Tage noch immer jener ungenügenden Vorgehensweise, wenn sie zu Lebensformen der äthiopischen Kirche Stellung nehmen.

Um die einzelnen Phänomene der äthiopischen geistlichen Kultur in ihrer wahren Bedeutung zu erfassen, bedarf es der Vertrautheit mit deren Gesamtgefüge. Es ist aber gar nicht leicht, die dafür notwendigen Kenntnisse zu erwerben, denn die kulturelle Tradition Äthopiens ist auch für die Fachwelt noch voller Rätsel. Nur zu einem Bruchteil der Fragen hat man bisher Studien durchgeführt. Um die Größe der noch vor uns liegenden Aufgabe zu ermessen, bedenke man, welche große Anstrengung es die Byzantinisten kostete und wieviel wissenschaftliche Forschung notwendig war, damit die vor weniger als einem Jahrhundert noch üblichen unhaltbaren Urteile über die geistliche Kultur der Orthodoxie byzantinischer Herkunft verstummten. Man bedenke aber auch, welche Bereicherung die westlichen Kirchen erfuhren, weil sie durch die einschlägigen Forschungen in die Lage versetzt sind, die großen geistlichen Schätze der ostmittelmeerländischen Christenheit zur Kenntnis zu nehmen. Wer dies abschätzt, mag erahnen, was es uns einbringen dürfte, wenn wir uns der Mühe unterzögen, auch das geistliche Erbe einer uralten semitisch-christlichen Kirche gründlich zu studieren.

Nicht nur um uns zu besserer Kenntnis, Verehrung, Erhaltung und Pflege der Fülle der christlichen Tradition zu befähigen, auch um des Fortgangs der ökumenischen Annäherung an unsere äthiopischen Brüder und Schwestern willen sollten wir uns trotz der Schwierigkeit der Studien um die Schätze bemühen, die noch zu heben sind. Solange unsere äthiopischen Glaubensbrüder nämlich nicht sicher sein können, daß ihr altherwürdiges, reiches geistliches Erbe von uns gewürdigt und anerkannt wird, müssen sie unser

Reden von Brüderlichkeit als Floskel, wenn nicht gar als Hohn empfinden. Man denke zurück, wie wenig sich Orthodoxe byzantinischer Tradition an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert bei evangelischen oder katholischen Christen in ihrer Eigenart verstanden und anerkannt fühlen konnten. Nicht einmal bei solchen abendländischen Christen konnten sie Verständnis für ihr Erbe erhoffen, die ihnen Sozialinstitutionen und Unterrichtsstätten unterhielten. Sie galten ihren Helfern nur als Pflegebefohlene, nicht als Partner. Befragen wir doch einmal die katholischen Diözesen und Orden und die evangelischen Missionsgesellschaften und deren Heimatkirchen, die gegenwärtig in Äthiopien Missionen unterhalten und dem Land in der augenblicklichen Not zu Hilfe kommen, wie sie die Christen Äthopiens einschätzen und welche Wertschätzung für deren Frömmigkeitsformen und christliches Herkommen sie konkret an den Tag legen! Wir dürfen dann froh sein, wenn uns nur betretenes Schweigen statt pauschaler Ablehnung entgegenschlägt.

Studien zu den anderen altorientalischen Traditionen

Mutatis mutandis gilt, was zur Wichtigkeit äthiopistischer Studien für den Ökumenismus gesagt ist, bezüglich der anderen altorientalischen Kirchen ebenso: für Kopten, für Syrer nicht-ephesinischer und nicht-chalkedonensischer Disziplin, für Armenier, für die Thomas-Christen Südindiens, für die Georgier, die sich zwar seit dem 8. Jahrhundert zur chalkedonensischen Orthodoxie bekennen und für die geistliche Kultur der Orthodoxie byzantinischer Tradition öffneten, aber trotzdem viel Altes bis heute weiter bewahren, und für die Nubier, von denen bislang nicht einmal feststeht, ob ihre Kirche chalkedonensischen oder nichtchalkedonensischen Bekenntnisses war.

Von den kulturellen Leistungen des uralten Volks der ägyptischen Pharaonen, der Vorfahren der Kopten Ägyptens, kann man aus unseren Geschichtsbüchern vieles erfahren. Weil die Kopten von ihren heidnischen Vorfahren eine reiche religiöse Kultur ererbten, die sie verchristlichen konnten, vermochte ih-

re Kirche bereits in sehr früher Zeit eine Hochform geistlichen Lebens zu entfalten. Deren besondere Früchte sind das ägyptische Mönchtum und eine tiefe theologische Deutung des Geheimnisses der Menschwerdung des Gottessohns und der Erlösung durch ihn. Dies wurde bereichernd für die gesamte Kirche.

Weniger als über Ägypten berichten unsere Geschichtsbücher in der Regel über die kulturelle Blüte der aramäischsprachigen Länder. Durch die babylonische Herrschaft wurde das Aramäische von Mesopotamien her in Palästina verbreitet. Dort verdrängte es lange vor Christi Geburt das Hebräische; es war Jesu Muttersprache, in der er auch predigte. Bis weit nach Asien hinein war diese Sprache in vorchristlicher Zeit zur allgemeinen Handels- und Verkehrssprache geworden. Ein reiches, aus vielen Quellen gespeistes Kulturerbe war den Sprechern des weit verbreiteten Aramäischen zugänglich. Für die religiöse Kultur des aramäischen Sprachgebiets ist von Bedeutung, daß dieses das alte Zentrum mit umfaßte, in dem der biblische Ein-Gott-Glaube entstand und wo sich die geistlichen Erfahrungen der Propheten von der Erhabenheit und Transzendenz Gottes ereigneten. Auch das Ursprungsland des späteren Islam liegt in der Nähe, und das Arabische ist dem Aramäischen verwandt. Mehrere dualistische Strömungen des Orients nahmen im aramäischen Sprachraum ihren Anfang bzw. wurden dort verbreitet. Für einen Austausch der Aramäer mit den Religionen Indiens und Chinas haben wir geschichtliche Zeugnisse. Verständlicherweise erwarb die Kirche einer geistig solchermaßen regsamen Welt frühzeitig eine eigene hochstehende geistliche Kultur.

Auch die Armenier waren längst ein Kulturvolk, als das Christentum zu ihnen kam. Doch besaßen sie vorher kein Schrifttum. So fällt es bei ihnen ebenso schwer wie in Äthiopien, das geistige Leben der vorchristlichen Epoche zu erforschen. Die großartige Architektur der frühen armenischen Gotteshäuser und die Schnelligkeit, mit der sofort eine goldene Zeit der armenischen Literatur anhub, als in christlicher Zeit eine armenische Schrift

geschaffen wurde, lassen erahnen, wie reich die Kultur gewesen sein muß, die dort vorlag.

Erst recht gilt von den Georgiern, daß sie auf uralte Kulturtraditionen zurückblickten, als Boten des Evangeliums zu ihnen kamen. Sie sind ein vor-indogermanisches Volk und erlebten bereits eine Blütezeit, als die gegenwärtig um sie herum siedelnden Völker erst entstehen mußten, um in ihr heutiges Siedlungsgebiet einwandern zu können. Mit berechtigtem Stolz zeigt man in Tbilisi einen Schatz herrlichster Gold- und Silberarbeiten, die bis in die Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus zurückreichen. Als ein seit unvorstellbaren Zeiten kunstfertiges Volk schufen die Georgier sehr früh eine herrliche christliche Kirchenkunst, und die altgeorgischen Gotteshäuser gehören zum Schönsten, was die Architektur zu bieten hat. Weil wir keine schriftlichen Chroniken haben, können wir nur ahnen, aber nicht wissen, in welchem Ausmaß die Vorfahren der heutigen Georgier Lehrmeister waren für die jüngeren Völker in ihrer Nachbarschaft; für Völker, die, obwohl sie viel jünger sind als die Georgier, trotzdem ein solch ehrwürdiges Alter aufweisen, daß sie bereits in vorchristlicher Zeit zur Reife von Kulturvölkern hatten finden können.

Recht bescheiden ist unser Wissen über die alte Tradition der Thomas-Christen. Einige Funde aus jüngster Zeit nähren die Hoffnung, daß vielleicht doch noch Einsichten erlangt werden können. Es wäre von höchstem Interesse, genauere Kenntnisse zu gewinnen über eine Christenheit, die semitisch-christlicher Herkunft ist und sich, ohne je mit unserer abendländischen Welt Kontakt besessen zu haben, mehr als ein Jahrtausend lang in hinduistischer Umwelt entfaltete.

Im Zusammenhang mit dem Bau des Assuan-Staudamms brachten archäologische Grabungen im heutigen Sudan Zeugnisse für ein bis nach der Jahrtausendwende blühendes nubisches Christentum zutage. Das Wissen um die nubische Kirche war verloren gewesen. Die überraschenden Entdeckungen im Sudan lassen die Vermutung realistisch erscheinen, daß gründliche Studien zu den altorientalischen Traditionen der Kirchenges-

chichtsforschung noch manche neue Gesichtspunkte einbringen dürften.

Forschungsthemen zur Grundlegung der altorientalischen Kirchen

Unser Forschen sollte sich zunächst einmal der Frühzeit der altorientalischen Kirchen zuwenden und die kulturellen Gegebenheiten zu verstehen trachten, in die hinein diese Kirchen den Samen des Wortes Gottes trugen. Denn je besser wir Bescheid wissen über die historischen Bedingungen, unter denen die eigenständige Entwicklung der altorientalischen Kirchen grundgelegt wurde, desto mehr Verständnis erlangen wir für die Wahlentscheidungen, die sie trafen, und für den uns oftmals recht fremdartig anmutenden Weg, den sie einschlugen, um der Mentalität und den Lebensverhältnissen ihrer Gläubigen gemäß ein konkretes kirchliches Leben auszugestalten.

Von jenen alten Kulturen, die von den altorientalischen Kirchen durch das Evangelium befruchtet wurden und bei der Ausgestaltung ihrer geistlichen Kulturen dienten, kennen wir die altägyptische am besten. Denn seit dem Ägyptenfeldzug Napoleons ist das Interesse der europäischen Forscher an Altägyptens Kultur nicht mehr erloschen. Doch die historischen Forschungen die schon getätigt wurden und zweifellos sehr hilfreich sind, genügen noch nicht, damit wir die wünschenswerten Kenntnisse gewinnen von den allgemein-kulturellen Voraussetzungen für das Werden der geistlichen Kultur in der koptischen Kirche. Für die anderen altorientalischen Kirchen, deren kulturelles Erbe von unserer Geschichtswissenschaft weniger erforscht ist, liegen die Dinge noch mehr im argen.

Unsere Ägyptologen halten ihr Hauptaugenmerk auf eine Zeit gerichtet, die lange vor dem Aufkommen des Christentums liegt. Bereits im frühen Altertum stoßen sie auf ein tief in der Seele der Ägypter verwurzeltes Sehnen und auf religiöse Überlieferungen, auf welche die Frohbotschaft von Jesus Christus in besonderer Weise antwortet. Dies

macht begreiflich, weswegen bestimmte Züge des Evangeliums in der alexandrinisch-ägyptischen Kirche besonders schnell und besonders deutlich herausgestellt wurden. Daß man z. B. immer schon in Ägypten das Wort Leben in der Form eines Henkelkreuzes schrieb, werden wir wohl in Beziehung bringen müssen zu der Tatsache, daß man dort von jeher beim christlichen Gottesdienst gerne Hymnen auf das Kreuz als Zeichen des Lebens und des Sieges sang. Der Ernst, mit dem Altägypten über das Fortleben nach dem Tod nachdachte, oder etwa Darstellungen wie jene, auf denen König Echnaton und Königin Nofretete mit ihren Kindern in einem der Taufe ähnlich sehenden Vorgang von der Sonne her Leben erhalten, weil ein Strom von Strahlen mit dem Henkelkreuz, dem Lebenszeichen, über sie ausgegossen wird, legen die Vermutung nahe, daß Ägyptens frühchristliche Theologie geradezu prädestiniert war, in besonderer Weise die innige Vereinigung Gottes mit unserer Menschennatur im Erlöser Jesus Christus zu betonen und das Überströmen göttlichen Lebens auf alle im Namen des dreifaltigen Gottes Getauften herauszustellen. Seit frühester Zeit waren in Ägypten religiöse Grundhaltungen am Wirken, die dazu geführt haben dürften, daß die christlichen Prediger auf bestimmte geistliche Anliegen besonders eingingen, so daß das dortige Christentum ein schon lange vorbereitetes Gepräge erhielt. Doch ohne Zweifel wären für das Verstehen der geistlichen Kultur unserer koptischen Schwesterkirche Studien zur Spätzeit der ägyptischen Hochkultur noch fruchtbarer. Für sie hat aber bisher die Ägyptologie noch nicht das volle Interesse verspürt.

Wie alle von unserer Geschichtswissenschaft angestellten Untersuchungen zu frühen Kulturen werden auch die ägyptologischen Studien nach den Erfordernissen historisch-kritischen Forschens durchgeführt. Dies hat seinen Wert, und es liegt uns fern, die Fruchtbarkeit dieses Vorgehens zu bezweifeln. Um zu erforschen, was war, dürfen wir von den historisch-kritischen Methoden nicht abrücken. Aber wir dürfen nicht übersehen, daß es für das Erforschen der allgemein-kulturellen Voraussetzungen für die geistlichen Kulturen un-

serer Schwesterkirchen nicht genügt, zu wissen, was war. Es gilt auch, das Verständnis von den zu studierenden Gegebenheiten bei jenen herauszufinden, die diese Gegebenheiten aufgriffen und in ihr christliches geistliches Leben einfügten. In der turbulenten Zeit der Christianisierung ihrer Öffentlichkeit mag sich ihre Einstellung sehr gründlich unterschieden haben von der „sine ira et studio“ erhobenen einschlägigen Ansicht unserer heutigen Historiker. Selbst wenn die Auffassungen der damaligen Väter unserer altorientalischen Schwesterkirchen objektiv gesehen für unzulänglich erklärt werden müßten, bestimmen doch diese Auffassungen und nicht eine historisch besser gerechtfertigte Meinung der Geschichtsforschung die geistliche Kultur der Kirchen und das Selbstbewußtsein der Kirchenglieder. Die für unsere Fragestellung notwendige Kenntnis von den kulturellen Voraussetzungen der geistlichen Kulturen unserer altorientalischen Schwesterkirchen erlangen wir also nur, wenn wir neben und über die historisch-kritischen Studien zu den alten Kulturen hinaus auch noch nach den Selbstzeugnissen der betreffenden Kirchen über ihr eigenes Verständnis von ihrer Geschichte und von den Grundlagen ihrer geistlichen Kultur suchen und sie ernst nehmen. Dies gilt besonders dann, wenn die Selbstzeugnisse erheblich von den Einsichten der Historiker abweichen.

Es stellt sich aber sofort ein weiteres Problem. Das Selbstverständnis unserer altorientalischen Brüder vom kulturellen Erbe ihrer Vorväter begegnet uns nicht nur in alten Dokumenten, sondern zugleich in einer bis auf den heutigen Tag lebendig weitergetragenen Überlieferung von der Geschichte des eigenen Volkes. Das Selbstverständnis hat somit selbst seine Geschichte, und bezüglich mancher Gegebenheiten werden uns Auffassungen vorgebracht, die sich nicht durch schriftliche Quellen in die Frühzeit zurückverfolgen lassen. Als Teilaspekt einer Überlieferung, welche *als Ganzes* alt und wohl zuverlässig ist, werden von unseren Brüdern in der Regel *auch diese Einzelauffassungen* für sicher verbürgt angesehen. Aber ohne Zweifel wurden im Lauf der Zeit mit den vielen Wandlungen, die sich in den altorientalischen Kirchen ereig-

neten, auch einzelne Auffassungen modifiziert. Das Ausmaß der Umformungen zu bestimmen, ist nicht leicht. Selbst dann kann es diesbezüglich noch erhebliche Schwierigkeiten geben, wenn schriftliche Quellen aus früheren Geschichtsperioden vorliegen. Denn in einzelnen Fällen hat sich in manchen Kirchen eine Interpretation bestimmter Quellen durchgesetzt, bei der der historisch-kritische Forscher feststellt, daß nicht mehr altüberliefertes Selbstverständnis weitervermittelt, sondern das Alte aus neuerer Sicht neu gedeutet wird.

Dann ist mit großer Behutsamkeit auch auf das neue Verständnis zu hören; dieses darf keinesfalls einfachhin unter Berufung auf historisch-kritische Erkenntnisse beiseite geschoben werden, wenn die angestrebte Forschung im Dienst des Ökumenismus stehen soll. Denn obgleich in einem solchen Fall den betreffenden Darlegungen geringe Zeugnis-kraft eignet für die Entstehungszeit der geistlichen Kulturen jener Kirchen, erfordern sie dennoch die ehrfurchtsvolle Beachtung durch den Ökumeniker, weil in allen christlichen Kirchen (auch in unseren europäischen Kirchen, wenngleich bei uns sicher weniger stark als im Orient!) ein gewisses Bewußtsein von der eigenen Geschichte fester Bestandteil des geistlichen Erbes ist. Dieses Bewußtsein dient weniger der Kenntnis vom exakten Verlauf der Ereignisse als einer deutenden Geschichtsschau, die unumgänglich ist für den auf historische Fakten verwiesenen biblischen Glauben. Das alttestamentliche Gottesvolk hat die deutende Geschichtsschau in seinen heiligen Schriften, insbesondere in den Psalmen, eifrig gepflegt. Die Geschichte erscheint dabei als der Weg Gottes mit seinem Volk, auf dem Gott ihm Großes tat, und als der Weg des Volkes mit Gott und zu Gott, auf dem das Volk um seines Gehorsams willen Segen und wegen seines Versagens Zurechtweisung und immer wieder erbarmungsvolle Vergabung empfing. Was unsere Schwesterkirchen in ihrem Traditionsstrom aus ihrer Frühzeit aufbewahren, ist ein Bericht, der in den Dienst genommen ist für eine zum Lobpreis Gottes und zur Festigung ihres geistig-geistlichen Fortbestehens erstellte Deutung. Die In-

Dienst-Nahme kann dem Bericht eine gewisse Färbung verleihen. Unverständnis für die Traditionen unserer Schwesterkirchen und eine das gegenseitige Einvernehmen verhin-dernde Verletzung unserer altorientalischen Brüder wären die Folge, wenn wir den Bericht einfach wegen der Färbung zurückwiesen. Trotzdem ist es nötig, den Blick nicht durch die Färbung täuschen zu lassen, wenn nach den kulturellen Vorgaben für die geistlichen Kulturen unserer Schwesterkirchen geforscht wird.

Das für ein wirkliches Verstehen der geistlichen Kulturen unserer Schwesterkirchen unerläßliche Übersteigen rein historisch-kritischer Analysen, das notwendige Einbeziehen des Selbstverständnisses dieser Kirchen von ihren geistig-geistlichen Ursprüngen und das dabei erforderliche diskrete Absehen von Deutungen, die mit den historischen Tatsachen kollidieren, bleiben eine große Aufgabe, für welche die Orientalistik im Dienst der Ökumene, für die wir plädieren, erst noch Methoden des Forschens zu entwickeln hat.

Wir dürfen zusammenfassen, daß es zu zahlreichen Fragen bezüglich der Kulturwelt, in welche die altorientalischen Kirchen hineinwachsen, noch umfangreiche orientalistische Studien braucht, ehe wir westlichen Christen der Neuzeit die verzerrenden Mißdeutungen ihres kirchlichen Lebens ausscheiden können, die infolge oberflächlicher Befassung leider bei uns kolportiert werden. Erst recht bedarf es weiteren einführenden Forschens, damit wir es lernen, jene Möglichkeiten des Christseins zu erkennen, die bereits vor der Geburt des Abendlands von Völkern anderer Kulturkreise aufgegriffen und fortentwickelt wurden. Gerade diesbezüglich erscheinen die Studien vielversprechend, da doch der Kirche von heute aufgetragen ist, den Völkern Afrikas, Asiens und Ozeaniens die Botschaft des Evangeliums zu bringen, ohne ihnen zugleich jenen Lebens- und Frömmigkeitsstil aufzunötigen, der aus der Kultur der griechisch-lateinischen mediterranen Welt erwuchs. Es wird sich bei diesen Studien zeigen, daß die Christenheit mehr Erfahrung mit pluraler Entfaltung besitzt, als man land-

läufig bislang zur Kenntnis zu nehmen gewillt war. Ohne Zweifel wäre es ein Versäumnis, wenn unsere Kirchengeschichtsforschung die Erfahrung nicht erhöhe.

Blicken wir nochmals zurück auf das Entstehen der verschiedenen Zweige der Christenheit, um jenen Erfahrungsschatz zu umreißen. Zu Recht werden die katholische und die protestantische Christenheit als verschieden empfunden. Sie haben sich gegenseitig auch selbst um ihrer verschiedenen Verwirklichung des Evangeliums willen mehr als genug verdächtigt. Seitdem sie sich in unserer Zeit aber nicht mehr in polemischer Apologetik, sondern in ökumenischer Gesinnung begegnen, fangen sie zu ihrer Überraschung zu begreifen an, daß sie einander aufgrund ihres je besonders geprägten Erbes befruchten können und sogar müssen. Ihre Verschiedenheit erlangten sie wegen eines Auseinanderdriftens, das vor noch nicht einmal fünf Jahrhunderten einsetzte, nachdem sie als abendländische Christenheit weit mehr als die doppelte Zeit lang eine gemeinsame Entfaltung durchgemacht hatten, die ihnen in vieler Hinsicht eine charakteristische Prägung verlieh, welche Katholiken und Protestanten gemeinsam ist und bleiben wird.

Tiefergreifend als diese Andersartigkeit ist jene zwischen der abendländischen katholischen und der morgenländischen orthodoxen Christenheit. Metropolit Szepticky schrieb (in *Irénikon*, Jahrgang 1, Seite 231): «Deux communautés chrétiennes qui ont la même foi et les mêmes dogmes peuvent avoir des idées essentiellement identiques, mais accidentellement si différentes que toutes deux semblent être tout à fait autres. C'est ainsi que l'Orient diffère de l'Occident, même dans les questions où il n'en diffère pas du tout – et cela par tant de subtilités qu'il est bien difficile de les exprimer au moyen de la parole humaine.» (Zwei christliche Kommunitäten, die denselben Glauben und dieselben Dogmen haben, können im wesentlichen idente, im akzidentellen aber solchermaßen verschiedene Ideen haben, daß die zwei ganz verschieden zu sein scheinen. So unterscheiden sich denn Orient und Okzident sogar in Fragen, in denen sie sich

überhaupt nicht unterscheiden – und zwar durch zahlreiche subtile Einzelheiten, die sich schwerlich durch das menschliche Wort ausdrücken lassen.) Von den angesprochenen zwei Weisen des Christseins gilt, was wir eingangs aus dem Ökumenismusdekret über Verschiedenheit von Anfang an zitierten. Doch bemühten sich Griechen und Lateiner, solange sie jahrhundertlang miteinander die Reichskirche bildeten, trotz ihrer Verschiedenheit gemeinsam um das Erarbeiten christlicher Lebensformen für die Völker des mittelmeerländischen Kulturkreises, insbesondere um eine gemeinsame Sprache beim Verkündigen des Christusgeschehens. Obwohl sie also im Sinn des eingangs Gesagten unabhängig voneinander aus dem gemeinsamen Wurzelboden hervorgingen und daher nicht aufeinander zurückgeführt werden können, gingen sie doch ein wichtiges Stück ihrer Geschichte gemeinsam. Die Ausformung der dem Morgenland und dem Abendland gemeinsamen Charakteristika setzte ein, als Konstantinopel politisch zur Hauptstadt, kirchlich aufgrund von Konzilsbestimmungen der Jahre 381 und 451 zum Patriarchat und kulturell zum führenden Zentrum der Welt aufgerückt war. Sie ging zu Ende, als nach den Kreuzzügen die beiden Hälften der Reichskirche einander entfremdet waren. Erst massive Sonderentwicklungen im europäischen Hochmittelalter führten definitiv den Zustand herbei, den Metropolit Szepticky umschreibt.

Die altorientalischen Kirchen schlugen noch früher eigene Wege ein. Sie ließen sich in die Suche der Griechen und Lateiner nach einem kirchlichen Leben für die Mittelmeerländer nicht oder nur beschränkt mit einbeziehen, weil die Völker, denen sie das Wort Gottes kündeten, eigene Kulturtraditionen besaßen, denen andere Weisen des Christseins angemessener waren. Daß die Konfessionskunde sie als „altorientalische Kirchen“ zusammenfaßt, geschieht, weil diese Kirchen insgesamt die in der Reichskirche durchgeführte Lehrentfaltung zur Christologie nicht mitvollzogen. Sie besaßen nie eine auch nur lose gemeinsame Kirchenorganisation; auch kulturell gibt es zwischen ihnen, wie wir oben

zeigten, eine große Vielfalt. Je mehr ihre Heimat geographisch, politisch oder wirtschaftlich auf den Mittelmeerraum bezogen war, desto intensiver wurde ihre Kultur schon in der Spätantike und danach von der mediterranen hellenistischen bzw. byzantinischen Kultur beeinflusst. Dies fand in den geistlichen Kulturen der betreffenden Kirchen seinen Niederschlag. Obwohl diese Kirchen eigenständig waren und bleiben wollten und unverbrüchlich am eigenen Herkommen festhielten, fanden sie es dennoch für richtig, ihnen passend erscheinende Anregungen zur eigenen Tradition hinzuzunehmen. In vieler Hinsicht trafen sie aber eine andere Wahl als die griechisch-lateinische Reichskirche. Sie unterscheiden sich darum von unserer abendländischen Kirche deutlicher als die orthodoxe Kirche. Doch bei einigen von ihnen, deren Heimat auf den Mittelmeerraum bezogen war, finden wir mehr Verwandtes als bei anderen, die von semitisch-christlichen Missionaren begründet sind und sich, weggewandt vom Mittelmeerraum, in Afrika bzw. Asien entfalteten. Es fällt natürlich schwer, die Traditionen der letzteren, besonders fremdartigen Kirchen zu studieren. Aber gerade solche Studien dürften überraschende Einsichten in die Fülle von Möglichkeiten des Christseins bringen. Der Schwierigkeitsgrad solcher Studien wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die einschlägigen kirchengeschichtlichen Wahlentscheidungen fielen, bevor das Christentum in Mitteleuropa die organisatorische Gestalt erlangte. Die Art des Christseins, die zur Zeit unserer Vorväter in unserer Heimat eingepflanzt wurde, war bereits gründlich verschieden vom Christsein mancher altorientalischer Kirchen.

Längst schon waren nämlich alle romanischen und germanischen Völker wegen der Auswirkungen der Bekehrung der Franken, der Rekonziliation der Westgoten zum nizänischen Christentum und der Sendung des römischen Missionars Augustinus nach Britannien für die von der griechisch-lateinischen Reichskirche erarbeitete Weise des Christseins gewonnen, als Bonifatius dem kirchlichen Leben Mitteleuropas die Bahn wies. Für das Christentum, wie es unseren Vorvätern

gepredigt wurde, waren jene Wahlentscheidungen bezüglich der Entfaltung kirchlicher Formen, durch die wir uns von den Altorientalen unterscheiden, schon ererbter Besitz, als das kirchliche Leben seine Ordnung fand. Daher treffen wir beim Studium der altorientalischen Traditionen insgesamt, und der weniger vom Hellenismus beeinflussten im besonderen, auf Möglichkeiten des Christseins, die wir nur bei großer Hellhörigkeit erfassen werden, weil sie aus historischen Gründen unseren Landen und unserer Kirche keinerlei Spuren einprägen konnten.

Forschungsthemen zur Entfaltung der altorientalischen Kirchen

Wie zur Grundlegung des eigenen Wegs trugen auch Faktoren, von denen die mitteleuropäischen Kirchen kaum oder überhaupt nicht beeinflusst wurden, zur weiteren Entfaltung der altorientalischen Kirchen im Lauf ihrer fast zweitausendjährigen Geschichte bei. Von einer Orientalistik im Dienst der Ökumene sollten auch sie in den Blick genommen werden, denn wenn außertheologische Faktoren, die größere Verschiedenheit der getrennten Kirchen herbeiführten, nicht ins Bewußtsein gehoben werden, liefert dies erfahrungsgemäß Zündstoff für überflüssige konfessionelle Polemik, bei der für Widerspruch gehalten wird, was nur Andersartigkeit ist. Es seien uns kurze Hinweise auf einige dieser Faktoren gestattet.

Das Ökumenismusdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils betont, daß die Kirchenspaltungen des 1. Jahrtausends, durch welche die orientalischen Kirchen vom Abendland getrennt sind, anders vor sich gingen als die innerabendländischen Spaltungen in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends. Damals stand nicht wie bei der Reformation ein theologischer Einspruch gegen fragwürdige Zustände in der Kirche am Anfang, sodaß ein Zeitpunkt angegeben werden könnte, ab wann Diskussionen ausbrachen, die dazu führten, daß in zwei Teile auseinanderbrach, was seit urvordenklicher Zeit in gemeinsamer Tradition gelebt hatte. Vielmehr gab es von Anfang an eigenständig geprägte Kirchen, die bei

wachsender Eigendynamik ihrer jeweiligen Art einander fremdartiger wurden, bis schließlich – nicht zuletzt aus Mangel an Verständnis und Liebe – zwischen ihnen das Solidaritätsbewußtsein erlosch und das faktische Nicht-mehr-miteinander-Kommunizieren, das zuerst eingetreten war, Schritt für Schritt als ein Nicht-mehr-miteinander-kommunizieren-Dürfen verstanden und damit das Schisma unheilbar wurde. Beide Seiten sind auf dem von ihnen je eingeschlagenen Weg weitergegangen und haben ihre Eigenart fortentwickelt, denn Unverändert-Bleiben bedeutet Tod; die Geschichtlichkeit erlaubt keinen Stillstand. Bei diesem Prozeß entfaltete sich die griechisch-lateinische Kirche des Römerreichs gegenüber den Altorientalen schneller fort, und als es zwischen dem griechischen und dem lateinischen Teil der Reichskirche zu einem analogen Prozeß kam, war es die lateinische Kirche, die auf dem von ihr eingeschlagenen Weg ungestümer vorandrängte.

Denn zuerst trafen die Altorientalen, später die griechisch-lateinische Reichskirche und noch später die abendländische Kirche jene Wahlentscheidungen unter den Möglichkeiten des Christseins, die ihrem kirchlichen Leben jeweils die für sie charakteristischen Züge aufprägten. In allen Fällen ging selbstverständlich die Entwicklung zu jener Zeit am schnellsten vor sich, in der die Charakteristika des Erscheinungsbildes geschaffen wurden; es ist schlechterdings falsch, wenn man das Tempo der Entfaltungen in einer der Konfessionen zum Maß nimmt und alle übrigen als neuerungssüchtig bzw. versteinert klassifiziert, sich selbst im Gegensatz dazu aber als traditionstreu bzw. erneuerungsfähig bezeichnet. Eine Folge der Trennung wegen Entfremdung ist, daß die Spaltungen im Orient viel stärker durch die Ganzheit der historischen Existenz der Kirchen bedingt sind als die innerabendländischen Spaltungen, bei denen jeweils „kopflastigen“ dogmatischen Disputen besondere Kausalität zukommt. Die Orientalistik im Dienst der Ökumene sollte dies studieren, denn mit Fug und Recht ermahnte, wie wir oben zitierten, „das Heilige Konzil alle, besonders diejenigen, die sich um die so erwünschte Wiederherstellung der vollen Ge-

meinschaft zwischen den orientalischen Kirchen und der katholischen Kirche bemühen wollen, daß sie diese besonderen Umstände der Entstehung und des Wachstums der Kirchen des Orients ... berücksichtigen“. Ein Ökumenismus, der nicht nach den wahren Ursachen der Spaltung sucht, gleiche einem Arzt, der die Diagnose vernachlässigt.

Die christlichen Kirchen stehen sich im Mittleren Osten in anderer Weise als in Europa gegenüber. Den dafür ausschlaggebenden Gründen nachzuspüren, ist eine weitere Aufgabe für jene Orientalistik, für die wir hier eintreten.

Wer offenen Auges im Orient reist, wird Anlaß finden zu der Vermutung, daß dort gewisse Züge der landesüblichen Religiosität, die nicht spezifisch sind für die Christen allein, die Haltung der getrennten Christen zueinander mitbedingen. Die Akribie etwa, mit der man im heutigen Israel auf die Minute genau Beginn und Ende des Sabbats errechnet und in bestimmten, durchaus modernen Kreisen respektiert, kann in Verbindung mit dem, was wir über aufrechte rabbinische und pharisäische Gesetzestreue wissen, errathen lassen, daß nicht einfachhin von Starrsinn gesprochen werden sollte, sondern zutiefst Wichtiges betroffen ist, wenn orientalische Christen unverbrüchlich an bestimmten Formen festhalten und lieber Verachtung oder Benachteiligung erleiden bzw. Spaltungen in Kauf nehmen, als daß sie abwichen von ihren Bräuchen. Wer es wie der Schreiber dieser Zeilen erlebte, daß er im Felsendom von Jerusalem wiederholt aufgefordert wurde – und zwar unter ausdrücklichem Hinweis auf das Beispiel des Kalifen Omar, von dem überliefert ist, daß er in der Grabeskirche nicht gebetet habe, damit diese nicht zur Moschee würde – das Beten zu unterlassen, weil nur den Moslems an dieser Stätte Gebete erlaubt seien, wird es für wahrscheinlich halten, daß die uns Europäern erstaunliche Reserve vieler orientalischer Christen gegen das Beten mit Christen aus anderen Kirchen nicht bloß kirchenrechtliche Intransigenz darstellt, sondern das im Orient besser als bei uns bewahrte

Wissen um den Öffentlichkeitscharakter des Betens anzeigt.

Viel trug unter islamischer Herrschaft auch die staatsrechtliche Situation der Christen zur gegenseitigen Abgrenzung der Kirchen bei. Denn alle zivilrechtlichen Fragen, einschließlich der Zivilgerichtsbarkeit, wurden im islamischen Staat den Religionsgemeinschaften anvertraut. Für den islamischen Herrscher war der oberste Geistliche im wahren Sinn Oberhaupt seiner Volksgruppe und mit einer Fülle bürgerlicher Zuständigkeiten ausgestattet, die er unter dem römischen Kaiser nicht besaß. Daß also zahlreiche Angelegenheiten des bürgerlichen Alltags und nicht nur geistliche Dinge in die Verantwortung der Kirchenführer gelegt waren, trug wesentlich zum Verschärfen der Abgrenzungen zwischen den christlichen Kirchen bei, denn die Gläubigen zweier Konfessionen bildeten nicht nur „in spiritualibus“ zwei Kirchen, sondern auch „in saecularibus“ zwei Völker. Dies müssen wir Europäer bedenken, wenn wir uns fragen, woher es kommt, daß sich im Orient die Konfessionen in einer uns überraschenden Art gegenüberstehen.

Glaubensverkündigung, die ehemals den Altorientalen, wie insbesondere das glänzende Beispiel der dynamischen ostsyrischen Missionskirche zeigt, sehr am Herzen lag, war den christlichen Kirchen unter islamischer Herrschaft nur möglich als Wahrung des „Status quo“. Einen Moslem zum Christentum zu bekehren, stand unter Todesstrafe, und von ihr war sowohl der Bekehrte als auch der Bekehrende bedroht. Frei stand es hingegen, daß ein Christ zum Moslem wurde. Dies zu verhindern und für die Taufe der Kinder von Christen zu sorgen, um damit den Bestand der Kirche zu sichern, war im moslemischen Staat alles, was erlaubt war. Kirchen, die mehr als ein Jahrtausend lang in der Defensive standen und nur bewahren durften, müssen – was die abendländischen Missionare der letzten 200 Jahre übersahen – zutiefst getroffen sein, wenn unter ihren Gläubigen Bekehrungen erstrebt werden. Der Vorwurf des Proselytismus, der im Mittleren Orient gegen Katholiken und Protestanten erhoben wird,

kann nicht sachgerecht untersucht werden, solange wir fortfahren, die Frage einseitig unter dem Gesichtspunkt der individuellen Gewissensfreiheit der Konvertiten zu betrachten und nicht auch unter dem des ekklesialen Fortbestands der orientalischen Kirchen.

Gemäß dem oben Gesagten bedeutet Fortbestand als Kirche zugleich „in saecularibus“ den Fortbestand als ethnische Gruppe. Jene Völker, bei denen einst durch das Inkarnieren der Botschaft Christi in ihre alten Kulturen die altorientalischen Kirchen entstanden, konnten nur dank ihrer kirchlichen Organisation die islamische Herrschaft überdauern und sich gegen das Aufgehen in der arabischen, iranischen oder türkischen Nation schützen. Daß die Kinder ihrer Volksgenossen in ihre nationale Kirche hineingetauft wurden und durch Katechese und das Mittun beim gottesdienstlichen Leben hinreichend in die Kirchengemeinschaft hineinwuchsen, damit sie der Verlockung zur Annahme der islamischen Staatsreligion widerstanden, hatte nicht nur eine religiöse, sondern auch eine nationale Dimension. Dies sollte die Orientalistik den Konfessionskundlern aus Mitteleuropa verdeutlichen, denn aus dieser Erkenntnis ergeben sich nicht unwichtige Einsichten in gewisse Seiten des kirchlichen Lebens im Orient. Um die extremste der dem Europäer ungewohnten Folgeerscheinungen anzuführen: Es kann den Orientalen um weltlicher Konsequenzen der Kirchenmitgliedschaft willen aus nationalen Gründen durchaus erstrebenswert erscheinen, sich zur angestammten Kirche zu bekennen, wenn kein Bezug mehr zur geistlichen Wirklichkeit der Kirchengemeinschaft vorliegt. Mit dem Vorhandensein sogenannter „Taufscheinchristen“ bei uns ist dies nicht zu vergleichen, denn von „Taufscheinchristen“ spricht man, wenn aus Interesselosigkeit die Zugehörigkeit zur Kirchengemeinde weder widerrufen noch durch irgendwelche Anteilnahme ratifiziert wird. Es geht hier hingegen um eine unter Umständen sehr rege, aber unreligiöse Anteilnahme am Gemeindeleben. In der Endphase des Osmanischen Reichs, in der der moderne Säkularismus längst bei gewissen Kreisen im Mittleren Orient um sich gegriffen hatte, war es aus Staatsräson sogar un-

möglich, wegen Ungläubigkeit einen Bruch mit der Kirche herbeizuführen, weil nur der Verbleib im Sozialgefüge der Kirchengemeinde in bürgerlicher Hinsicht den Fortbestand von Rechtssicherheit gewährleistete.

Daß allein das Sozialgefüge der Kirchengemeinde das Fortbestehen der ethnischen Gruppen ermöglichte, hatte zur Folge, daß auch deren bürgerliche Selbstdarstellung in kirchlichen Feiern, in Gottesdiensten, erfolgen mußte. Die Gottesdienste, die immer und überall außer der Gottesanbetung auch der Selbstdarstellung der Kirchengemeinschaft dienen, erlangten damit in einem gewissen Sinn den zusätzlichen Charakter eines Vehikuls für die bürgerliche Selbstdarstellung der als Kirchengemeinschaften organisierten ethnischen Gruppen und hatten damit unter anderem auch eine Funktion zu erfüllen, die mit jener von Staatsakten zu vergleichen wäre. Insbesondere in den Kathedralen jener Hierarchen, welche die wichtigsten Sprecher bzw. Häupter der Volksgruppen waren, führte dies zur Ausformung einer Reihe von Zeremonien und Gewohnheiten, die für Orientalen „normal“, für Besucher aus dem Westen aber „übertrieben höfisch“ erscheinen.

Dem besonderen Augenmerk empfohlen sei der von uns ersentete Orientalistik im Dienst der Ökumene die Geschichte des Aufnehmens bzw. Nicht-Aufnehmens von Anregungen aus anderen Kirchen durch die altorientalischen Kirchen. Zahlreich sind die Fälle, in denen diese Kirchen in erstaunlicher Großzügigkeit aufgriffen und in das eigene Erbe einfügten, was bei anderen Kirchen, mit denen keine *Communio* bestand, ausgebildet wurde. Zahlreich sind aber auch die Fälle, in denen andere Entfaltungen, die uns vielleicht weniger weitgehend erscheinen mögen, auf entschiedene Ablehnung stießen. Wenn es der Orientalistik gelänge, die Gründe für das Zustimmung bzw. Ablehnen zu eruieren und aufzuzeigen, von

welcher Art Anregungen von außen sein müssen, damit sie das Identitätsbewußtsein der einzelnen altorientalischen Kirchen nicht verletzen, und wo die „Schmerzgrenze“ liegt, die jedes weitere Rezipieren zum Scheitern bringt, wäre dies für die ökumenische Verständigung zwischen den Kirchen ein großer Dienst. Um die Bedeutsamkeit zu unterstreichen, genügt es, auf die Tatsache zu verweisen, daß die katholischen und die protestantischen Missionare, die zu den Altorientalen kamen, zunächst mit dem Wunsch aufbrachen, diesen Kirchen zu helfen. Weder die katholische noch die protestantische Mission wurde mit der Absicht begonnen, eigene Kirchengemeinden zu gründen. Beide wünschten zunächst, den altorientalischen Kirchen insgesamt zu einem neuen Aufbruch zu verhelfen. Aber in beiden Fällen ergab sich, daß die Anregungen, die man brachte, von den Kirchengemeinden nicht integriert werden konnten. Infolgedessen führten die Missionsbemühungen beider Seiten zur Spaltung. Es entstanden neben den altorientalischen Kirchen eigene mit Rom unierte bzw. protestantische Gemeinschaften. Wenn die ökumenische Bewegung der Gegenwart nicht für weitere Spaltungen Ursache sein will, gilt es zu erforschen, worin in den letzten 200 Jahren die Fehler der Katholiken und Protestanten bestanden, damit diese nicht wiederholt werden.

Man verzeihe uns, daß wir unsere Ausführungen mit einer bloßen Aufzählung von Themen ohne Bearbeitung schließen, die überdies nur Beispielcharakter besitzt und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt. Wir taten dies, um zu zeigen, warum wir eine Orientalistik im Dienst der Ökumene für erforderlich halten: Weil sich eine Fülle unbeantworteter, ja weithin sogar unbeachteter Fragen aufzählen läßt, die wichtig sind und studiert werden müßten.

ERNST CHR. SUTTNER